



Verena Meyer

«Ich nahm das Leben, wie es kam»

Sie baute Teilchenbeschleuniger, prägte die nationale Forschungspolitik mit und stand als erste Frau an der Spitze einer Schweizer Universität: Die Kernphysikerin Verena Meyer. Was sie auch tat – sie war fast immer die einzige Frau weit und breit. Und behauptete sich mühelos.

David Werner

Es war eine grosse Zeit für die Kernforschung, damals, vor sechzig Jahren, als Verena Meyer, die spätere Rektorin der Universität Zürich, sich für ein Physikstudium einschrieb. Physik war zur unangefochtenen Leitwissenschaft avanciert, dem Fach gehörte die Zukunft. Die Schweiz erwog, eine Atomstreitmacht zu werden und investierte viel in die Nuklearforschung. Die Physikabteilungen der Schweizer Universitäten wuchsen schlagartig, und in kurzer Zeit erreichte die Schweiz in der Kernphysik eine internationale Spitzenposition.

Wer Talent und Einsatzbereitschaft mitbrachte, dem boten sich in dieser Aufbruchphase grosse Chancen und Möglichkeiten. Auch Verena Meyer teilte diese Forschungseuphorie. Sie war eine begeisterte Studentin. Das Physiklabor der Universität Zürich bildete ihren Lebensmittelpunkt. Obwohl sie die einzige Physikstudentin weit und breit war, war sie in ihre Forschungsgruppe voll integriert. «Wir waren eine verschworene Gemeinschaft», erzählt sie. Einen kleinen Ausgleich bildeten das Cello und die wöchentlichen Proben des Akademischen Orchesters. Ansonsten ging Verena Meyer ganz in ihrem Studium auf.

Das Physik-Institut der Universität Zürich war damals noch im Untergeschoss eines Altbaus an der Rämistrasse untergebracht – dort, wo sich heute das Medizinhistorische Museum befindet. Seit der Berufung des Atomphysikers Hans Staub wehte ein frischer Wind in dem vormals etwas verschlafenen Institut. Wie alle bedeutenden Schweizer Physiker seiner Generation war er ein Schüler Paul Scherrers. Er hatte in Los Alamos am Manhattan-Projekt mitgewirkt, in dessen Rahmen die Atombombe entwickelt worden war. Unmittelbar vor seiner Berufung nach Zürich war er in Stanford gewesen. In Zürich hatte er Grosses vor. Im Alleingang modernisierte und vergrösserte er das Institut, führte die Kernphysik und die Festkörperphysik ein und konnte schliesslich auch einen Neubau realisieren.

Initialzündung im Physikkurs

Verena Meyer schwärmt noch heute von ihrem einstigen Mentor. Ihm sei zu verdanken, dass sie den damals für eine Frau sehr unkonventionellen Entschluss fasste, Physikerin zu werden.

Verena Meyer stammte aus einer Akademikerfamilie. Der Vater – er starb, als sie zwanzig war – war Geschichtsprofessor an der Universität Zürich. Die Mutter war Juristin, vor der Familiengründung war sie in der Berliner Jugendanwaltschaft tätig gewesen. Dass Verena Meyer studieren würde, stand ausser Frage. Naturwissenschaften interessierten sie am meisten, sie wählte jedoch Medizin, dies schien einer jungen Frau eher angemessen.

Zum medizinischen Grundstudium gehörten auch Physikkurse. Sie waren nicht sonderlich beliebt, denn sie galten als besonders schwierig. Für Verena Meyer aber wirkten diese Kurse als Initialzündung. Wegen Hans Staub. «Er war voller Energie und voller Leidenschaft für sein Fach», erinnert sie sich. Verena Meyer liess sich von diesem Elan anstecken. Nach dem bestandenen medizinischen Propädeutikum sattelte sie auf Physik um.

Ihre berufliche Laufbahn ergab sich von da an wie von selbst. Staub war ein begnadeter Motivator und überdies ein guter, loyaler Chef. Er benachteiligte niemanden und verstand es hervorragend eine Crew zu bilden in der alle am gleichen Strick zogen. Verena Meyer wurde schon früh in die Forschung einbezogen. Das grosse Vertrauen, das Staub in seine Mitarbeitenden setzte – «er kontrollierte einen nie!» –, wirkte beflügelnd. Deutlicher als früher erkennt Verena Meyer heute jedoch, dass dieses Vertrauen auch eine Kehrseite hatte: «Je mehr er mir zutraute, desto grösser wurde auch der Druck, seinen Erwartungen gerecht zu werden. Es wäre schlimm gewesen, sein Vertrauen zu enttäuschen.»

Auch, was Geschlechterfragen anbelangte, war Staub seiner Zeit voraus. Er machte keinerlei Unterschied zwischen Männern und Frauen. Staub hatte drei Töchter, die ebenfalls studierten. Eine davon doktorierte später bei Verena Meyer, als diese selbst bereits Professorin geworden war. Als sich abzeichnete, dass Verena Meyer eine akademische Karriere machen würde, war Staub einfühlsam genug, sie darauf anzusprechen, ob es ihr etwas ausmache, einzige Frau in einer männlich dominierten Disziplin zu sein. Verena Meyer machte es nichts aus.

Sie zerbrach sich über die Geschlechterfrage damals nicht den Kopf. Und auch später beschäftigte sie das Thema kaum. «Ich hatte in keiner Phase meines Lebens Anlass, mich als Frau benachteiligt zu fühlen. Eher profitierte ich von einem gewissen Frauenbonus.»

Hatte sie weibliche Vorbilder? Etwa die Doppel-Nobelpreisträgerin Marie Curie? Oder die Kernphysikerin Lise Meitner? Für Verena Meyer waren diese Frauen zu weit weg, als dass sie sich als Identifikationsfiguren angeboten hätten. «Ich strebte nie einem Ideal nach und machte keine Pläne. Ich nahm das Leben, wie es kam.»

Als Postdoc ging sie für zwei Jahre in die USA, wo sie auch den Bau eines Teilchenbeschleunigers zu überwachen hatte, den die Universität Zürich in Auftrag gegeben hatte. Durch diese Mission vertiefte sich ihre Bindung an das Physik-Institut, andererseits sammelte sie wichtige Auslandserfahrungen. Zurück in Zürich wurde sie 1963 Extraordinaria. Fünf Jahre später wurde sie zur ordentlichen Professorin für Experimentalphysik befördert. Zusammen mit ihrem Kollegen aus Studienzeiten, Ernst Brun, beerbte sie damit später ihren Mentor Hans Staub. Die beiden teilten sich die Forschungsfelder Staubs: Verena Meyer übernahm die Kernphysik, Ernst Brun die Festkörperphysik. Auch andere Mitglieder von Staubs ehemaliger Forschungsgruppe schlugen Hochschulkarrieren ein.

Harte Verhandlungen

Die Möglichkeiten der experimentellen Physik hängen in hohem Mass von den Laborkapazitäten ab. In der Nuklearphysik steht und fällt alles mit dem Teilchenbeschleuniger. Verena Meyers ganzes Physikerinnenleben kreiste um diese Geräte, die schwierig zu konstruieren und ebenso schwierig zu finanzieren waren. Schon in ihrer Diplomarbeit hatte sich Verena Meyer mit dem Bau eines kleineren Beschleunigers beschäftigt, der in Zürich selbst gefertigt wurde; ein grösserer, dessen Bau sie in Amerika begleitet hatte, war von 1966 bis 2000 in Zürich in Betrieb.

Mit den Fortschritten in der Kernphysik veränderten sich Mitte der Sechzigerjahre die Arbeitsbedingungen für die Forschenden. Genauere Untersuchungen erforderten immer grössere Anlagen, die durch einzelne Universitätsinstitute kaum mehr finanzierbar waren. Die Forschungsarbeit konzentrierte sich auf einige wenige Orte. Die Universität musste ihre Pläne für den Bau eines weiteren eigenen Beschleunigers in ein nationales Projekt am neu gegründeten Schweizerischen Institut für Nuklearforschung (dem späteren Paul-Scherrer-Institut in Villigen) integrieren. Verena Meyer vertrat in diesem langwierigen Prozess die Interessen der Universität Zürich. Die Verhandlungspartner schenkten sich nichts. Einmal kam es sogar zu einer Schlichtungssitzung unter Leitung eines Ständerats. Von Seiten der im Projekt federführenden ETH liess man die junge UZH-Professorin spüren, dass die Universität am kürzeren Hebel sass. Verena Meyer hatte zu kämpfen. Hans Staub hatte ihr die Verhandlungsarbeit überantwortet, er verbrachte ein Sabbatical in den USA. Sie schrieb ihm wöchentlich und schüttete dabei ihr Herz aus. Kürzlich, erzählt Verena Meyer, habe sie die Briefe wiederentdeckt. Sie seien voll bitterer Klagen über die schnöde Behandlung, die sie damals erfuhr. «Es war die aufreibendste Phase meines Berufslebens», sagt sie rückblickend.

Den Geist von Hans Staub versuchte Verena Meyer als Physikprofessorin unter den sich laufend verändernden Bedingungen weiterzutragen. Die Studierenden für die Physik zu begeistern, das war ihr Ziel in der Lehre. Gegen den allgemeinen Trend hielt sie bis zu ihrer Emeritierung 1994 an der Forschung in Kleingruppen. Der Preis dafür war die Beschränkung auf Randbereiche der Forschung. «Dafür», sagt Verena Meyer, «behielt ich meine Autonomie als Wissenschaftlerin.» Das war ihr viel wert.

Vom Feminismus kaum touchiert

1976 wurde Verena Meyer Dekanin. Die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät war stolz darauf, erstmals eine Frau an ihrer Spitze zu haben. Gleichzeitig setzte damals auch die Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät mit Heidi Schelbert erstmals eine Dekanin ein. «Es entstand eine Art Wettbewerb bei der Besetzung wichtiger Universitätsämter durch Frauen», erinnert sich Verena Meyer. «Eine Frau an der Spitze zu haben, brachte bereits in den Siebzigerjahren durchaus Prestige ein.»

Verena Meyer ist weder als Professorin noch als Dekanin und Rektorin aufgrund ihres Geschlechts jemals auf Skepsis oder gar Ablehnung gestossen. Im Gegenteil: «Man brachte mir immer ein hohes Mass an Vertrauen entgegen.» Verena Meyer sah es nicht als ihre Aufgabe an, sich speziell für die Frauen in der Wissenschaft einzusetzen. Auch als Rektorin nicht. Sie war überzeugt, dass sie für die Frauen mehr erreichte, indem sie selber als Frau ihr Amt möglichst gut ausübte.

Von den gesellschaftlichen Umbrüchen der 68er-Jahre und von der Frauenbewegung war Verena Meyer unberührt geblieben, und so wahrte sie auch als Dekanin und Rektorin Distanz zu feministischen Anliegen. Das zeigte sich manchmal auch an Kleinigkeiten und Stillfragen. Beispielsweise wollte sie keinesfalls «Rektorin» genannt werden, sondern bestand auf der männlichen Bezeichnung «Rektor der Universität Zürich.» Ihre Begründung: Mit «Rektor» würde nicht die Person, sondern das Amt bezeichnet.

Obwohl sich Verena Meyer nicht für Gender-Themen erwärmen konnte, freut sie sich über die verbesserten Karriere-Möglichkeiten von Frauen in der Wissenschaft. Dass sich heute Familie und Beruf besser vereinbaren lassen als vor einigen Jahrzehnten, sieht sie als wichtigen Fortschritt an. Was für sie selbst noch undenkbar erschien – als Physikprofessorin Kinder zu erziehen –, ist heute für viele ihrer Berufskolleginnen möglich: Das zeigt beispielsweise Laura Baudis, die heute Verena Meyers Lehrstuhl an der Universität Zürich innehat. «Für diese positive Entwicklung sind nicht nur die gestiegene Anzahl von Kinderkrippen und Frauenförderungsprogramme verantwortlich, vor allem ein Mentalitätswandel, den ich selbst so nie erwartet hätte», sagt Verena Meyer.

Selbst einmal Familie und Kinder zu haben, hätte sie sich durchaus vorstellen können. Ihr erklärtes Ziel aber war es nicht. Sie überliess die Frage «Familie, ja oder nein?» dem Lauf der Dinge. Was für sie damals aber feststand, war dies: Sollte sie Kinder bekommen, würde sie ihren Beruf aufgeben. Sie wäre damit dem Beispiel ihrer Mutter gefolgt, die zwar begeisterte Juristin war, dann aber ihren Beruf der Familie wegen aufgab. Als antiquiert empfindet Verena Meyer dieses Lebensmodell auch heute nicht. Bildung und Berufserfahrung seien nicht «verschenkt», wenn Frauen ihre Karriere abbrechen: «Meine Geschwister und ich haben als Kinder sehr davon profitiert, dass wir eine aufgeschlossene, gebildete Mutter hatten.»

Wie schwer aber wäre es ihr gefallen, auf ihren Beruf, ihre Kontakte und ihren Einfluss zu verzichten? Wie schwer wäre es gewesen, sich von der Physik zu verabschieden? Auf diese Frage weiss Verena Meyer keine Antwort. Die Situation, in der sie dies zu entscheiden gehabt hätte, ergab sich in ihrem Leben nie.

Einflussreiche Positionen

Eine wichtige biografische Zäsur für Verena Meyer war ihre Wahl zur Rektorin 1982. Hatte sie in der ersten Hälfte ihres Berufslebens kaum je über den Tellerrand der Kernphysik hinausgeblickt, öffneten sich ihr nun ganz andere Welten. Die Einblicke in andere Fächer und Fakultäten, die sie als Rektorin erhalten habe, bezeichnet sie als den grössten persönlichen Gewinn ihrer zweijährigen Amtszeit. Viele Gelegenheiten für solche Einblicke bot ihr speziell das 150-Jahr-Jubiläum der Universität 1983.

Das Rektorenamt war zu Zeiten Verena Meyers mit weniger Gestaltungsmacht verbunden als heute. Repräsentative Aufgaben standen im Vordergrund, und Verena Meyer mochte die öffentlichen Auftritte. Mit einigem Stolz erwähnt sie, dass sie ihre Reden vorzugsweise frei, ohne Manuskript hielt. «Naturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler sind das freie Sprechen mehr gewohnt als ihre Kolleginnen und Kollegen aus den Sozial- und Geisteswissenschaften», sagt sie.

In ihrer Rektoratszeit erwachte Verena Meyers Interesse für die Wissenschaftspolitik – und sie übernahm hier bald auch auf nationaler Ebene Verantwortung. In den Achtziger- und den Neunzigerjahren bekleidete sie wissenschaftspolitische Schlüsselpositionen: Als Vorsitzende der Abteilung IV des Schweizerischen Nationalfonds war sie für nationale Forschungsprogramme zuständig. Danach war sie Mitglied und später, bis 2000, Präsidentin des Schweizerischen

Wissenschafts- und Technologierates SWTR, dem beratenden Organ des Bundesrates für Fragen der Wissenschafts-, Hochschul-, Forschungs- und Technologiepolitik. Verena Meyer entwickelte ein feines Gespür für das Zusammenspiel verschiedener Forschungsdisziplinen. Ihr schönster Erfolg, sagt sie, sei es gewesen, dass es ihr gelungen sei, den Status der Sozialwissenschaften aufzuwerten, die in der Schweiz allzu lange «ein Aschenbrödel-dasein» geführt hätten.

Nach der Pensionierung

Weit über die Emeritierung hinaus blieb Verena Meyer in der Wissenschaftspolitik aktiv. Neben ihren Funktionen in den erwähnten nationalen Gremien hatte sie Einsitz in verschiedensten Stiftungen. In den letzten Jahren reduzierte sie ihr Engagement Stück für Stück. Aktiv ist sie noch immer für die Stiftung «Kreatives Alter», für die sie sich seit deren Gründung vor zwanzig Jahren engagiert. Kontakte zur Universität, zu emeritierten und amtierenden Kolleginnen und Kollegen, pflegt sie auch mit 81 Jahren noch. Die Gründungsversammlung der Alumni-Organisation der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät (Science Alumni UZH) hat sie sich nicht entgehen lassen. Auch am Professorinnen-Apéro, der im März 2010 von der Gleichstellungskommission und der Abteilung Gleichstellung der Universität Zürich veranstaltet wurde, nahm sie teil: Eine gute Gelegenheit, sich ein Bild von den neuesten Entwicklungen an der UZH zu machen.

Zürich, in September 2010